

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 55.

Donnerstag, den 4. Dezember.

1924.

Die Dame im Rollstuhl.

Roman von Sven Elvén.

(Nachdruck verboten.)

(28. Fortsetzung.)

„Nun ist es zu spät“, meinte Krag.
„Was beabsichtigen Sie mit mir zu tun?“ fragte Lewis.

„Das will ich Ihnen erzählen“, antwortete der Detektiv, „und zwar will ich es Ihnen ins Ohr flüstern.“

Ruhig trat er dicht an ihn heran, den Revolver in der erhobenen Hand. Er war ein kaltblütiger Mensch. Als er unmittelbar vor ihm stand, erteilte er ihm blitschnell einen kräftigen Schlag unter das Kinn. Krag war ein geübter Boxer und wußte die Wirkung des Schläges zu berechnen.

Der „Doktor“ stürzte in seiner ganzen Länge zu Boden und blieb unbeweglich liegen.

Von der Straße tönte nochmals das Autosignal herauf, dieses Mal ängstlich wie ein Notruf.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

„Nach rechts!“

Asbjörn Krag beugte sich über den zu Boden Gefallenen. Der „Doktor“ lag mit dem Gesicht gegen die Erde. Er war vollkommen bewusstlos. Krag wußte, daß es einige Zeit dauern würde, ehe er das Bewußtsein wiedergewann.

Rasch ging er in das Gepäckzimmer, versah sich dort mit einigen Lederriemen und band seinen Feind damit fest, nachdem er ihm den Mantel ausgezogen hatte.

Dann zog er sich selbst den Mantel des anderen an und drückte sich dessen breitrandigen Hut tief ins Gesicht. Man konnte ihn nun auf den ersten Blick sehr wohl für Mr. Lewis halten, er hatte so ziemlich die gleiche Gestalt.

Den eroberten Revolver steckte er in die Tasche.

Ehe er das Zimmer verließ, öffnete er das Fenster und spähte auf die Straße hinunter. Dort unten stand ein großes Automobil mit Verdeck. Der Motor arbeitete, der Fahrer wartete offenbar nur auf das Zeichen, ihn in Gang zu setzen.

Krag schloß das Fenster wieder. Er blieb einen Augenblick vor dem Spiegel stehen, prüfte sein Äußeres und zog den Hut noch tiefer herab. Dann ging er.

Draußen im Korridor erreichten ihn die Töne der Tanzmusik. Die Tür stand offen, und er sah seine Freundin Stella im Tanz vorüberschweben. Krag ging durch eine Hintertür in das kleine nebenan gelegene Rauchzimmer, in dem er vorhin Lewis und seinen Kollegen Brede miteinander hatte plaudern sehen.

Dort drinnen fand er Frau Percivaline Hage und ein Dienstmädchen über einen Menschen gebeugt, der auf dem Sofa ausgestreckt lag.

Das war sein Freund Brede.

Als Krag das Zimmer betrat, hörte er Frau Hage ausrufen:

„Ich glaube nicht, daß er betrunken ist.“

„Da haben Sie recht“, sagte Krag, indem er die Tür hinter sich schloß und an das Sofa eilte. „Wie ist das nur zugegangen?“

Er beugte sich herab und legte das Ohr an des Freundes Brust. Das Herz schlug nur schwach.

„Ach, sind Sie endlich da!“ rief die Wirtin in höchster Erregung aus. „Ich suche Sie ja schon so lange. Kennen Sie diesen Herren?“

„Ja“, antwortete Krag. „Er ist ein guter Freund von mir. Was ist ihm denn zugestoßen?“

„Der Herr aus London kam zu mir herein und sagte, hier drinnen läge ein Betrunkener. Sie können sich denken, wie erschrocken ich war, als ich herein kam und den Menschen so liegen sah. Was für ein Skandal wäre es, wenn es herauskäme, daß die Leute sich bei mir bis zur Bewußtlosigkeit betrinken. Er roch ja auch widerwärtig nach Alkohol.“

„Den hat man ihm eingestößt“, sagte Krag. „Er trinkt niemals Spirituosen. Haben Sie ihn zu wecken versucht?“

„Gewiß. Aber es ist völlig vergeblich. Ich glaube fast, er ist krank. Was halten Sie davon?“

„Er ist ebensowenig betrunken wie Sie und ich“, sagte Krag, „er ist vergiftet worden.“

Die Wirtin war ganz entsetzt.

„Ich glaube aber nicht, daß es ihn töten wird“, beruhigte Krag sie. „Ich will gleich einen Arzt her-schicken. Lassen Sie ihn inzwischen ruhig liegen. Aber daß niemand hereinkommt, und bewahren Sie strengstes Schweigen über die Sache.“

Das versprach Frau Hage.

Krag führte sie an die Tür zum Ballsaal und öffnete sie so weit, daß sie hineinschauen konnte.

„Sehen Sie den ernstesten großen Herrn dort am Klavier?“ fragte er sie.

„Ja, das ist auch ein Fremder, den ich nicht kenne.“

„Er ist ebenfalls einer von meinen Freunden. Seien Sie ganz ruhig. Gehen Sie zu ihm hin und sagen Sie ihm, daß ich ihn sprechen möchte.“

Wenige Minuten später stand der Herr in dem kleinen Zimmer. Er war freudig überrascht, als er Krag sah.

Da gewahrte er Brede auf dem Sofa und fuhr zurück.

„Er schläft nur“, sagte Krag. „Doch hier hat sich etwas anderes ereignet.“

„Etwas ereignet?“ fragte der Detektiv. „Ich dachte, hier ereignet sich nichts weiter, als daß die Menschen tanzen wie die Narren.“

„Kommen Sie mit mir, und Sie werden etwas zu tun bekommen“, sagte Krag.

Damit führte er ihn nach dem Zimmer Nummer 27, in dem Lewis noch immer bewusstlos lag.

„Bleiben Sie hier, bis Ablösung kommt“, sagte der Detektiv.

„Hier bleiben, ohne was zu tun?“ fragte der andere.

„Ja, stehen Sie Posten an der Tür.“

„Nennen Sie das etwas zu tun haben?“

„Hier liegt ein gefährlicher Verbrecher an Händen und Füßen gebunden; Sie haben dafür einzustehen, daß niemand zu ihm hereinkommt. Kann ich mich auf Sie verlassen?“

„Ich stehe dafür ein. Nun begreife ich ungefähr, wie die Dinge liegen.“

„Er ist ziemlich sicher gebunden. Und noch ist er ja ohne Bewußtsein. Aber, was er auch tun mag, ob er schreit oder lärmst oder was sonst, tragen Sie alles mit der größten Ruhe. Sie bekommen bald Ablösung. Haben Sie mich verstanden?“

Der andere nickte. Er stellte sich an die Tür.

Den Manteltragen aufgeschlagen, den Hut tief in die Stirn gedrückt, ging Krag die Treppe hinunter. Er bewegte sich in der ruhigen Art wie der „Doktor“.

Frau Habermann tat einen Seufzer der Erleichterung, als er aus dem Haus trat.

„Endlich kommen Sie“, sagte sie. „Ich bin schon ganz krank vom Warten.“

Krag antwortete nicht; er setzte sich neben den Fahrer.

Alles schien im Voraus bestimmt zu sein, jeder hatte seine Rolle. Der Fahrer setzte das Auto sofort in rascheste Bewegung, und im nächsten Augenblick sauste es die Raadhuisgade hinunter. Krag hatte erwartet, daß es irgendwo halten würde, um die anderen Mitschuldigen aufzusammeln, als es aber den Smaaleensvej hinabsteuerte, fand Krag, daß der rechte Moment gekommen sei.

Der Fahrer zuckte entsetzt zusammen, als er plötzlich eine Revolvermündung auf seine Schläfe gerichtet sah und eine unbekannte Stimme sogar hörte:

„Nach rechts!“

Sechshunddreißigstes Kapitel.

Eine sichere Stelle.

Die Gesellschaft im Innern des Autos konnte nicht sehen noch hören, was zwischen Asbjörn Krag und dem Fahrer vorging.

Dieser verlor für einen Augenblick die Fassung, das Auto machte einen Sprung zur Seite, nahm gleich darauf aber wieder den rechten Kurs auf.

„Beruhigen Sie sich“, sagte Krag, „sonst bringen Sie uns alle ins Unglück. Bedenken Sie, daß Sie wichtige Passagiere fahren. — Nach rechts!“ rief er nochmals drohend. „Ich wiederhole einen Befehl nie öfter als zweimal.“

Der Fahrer warf dem Detektiv einen verstohlenen Blick zu, sagte aber nichts. Bei der nächsten Querstraße wandte er das Steuerrad, und das Auto schwenkte um die Ecke.

„Wohin soll ich fahren?“ fragte er.

„Nach einer sicheren Stelle“ antwortete Krag, der noch immer den Revolver in Bereitschaft hielt. „Sie sehen die nächste Querstraße?“ „Ja.“

„Da biegen Sie nach links ab.“

„Aber ich erhielt ja Befehl, nach der gerade entgegengesetzten Richtung zu fahren.“

„Von wem erhielten Sie diesen Befehl?“

„Von dem großen, dunklen Herrn.“

„So, von Mr. Lewis. Sie kennen ihn vermutlich nicht?“

„Nein, ich kenne ihn nicht. Ich weiß nur, daß er gut bezahlt. Ich dachte, er sei es, der sich hier neben mich setzte.“

„Nun können Sie nach links fahren“, sagte Krag, „dann kürzen wir den Weg ab.“

Der Wagen schwenkte um die Ecke. Aber der Fahrer fuhr nun langsamer. Er schien sich diesen Befehlen nur ungern zu fügen und suchte die Zeit hinauszuschieben.

Krag stellte unterwegs ein kleines Verhör mit ihm an.

„Sind Sie Engländer?“ fragte er. Sie hatten bisher Englisch miteinander gesprochen.

„Ich habe in England gelebt“, antwortete der andere, „aber ich bin eigentlich Schwede. Ich war einige Jahre Fahrer in Göteborg.“

„Nun fahren wir nach rechts“, sagte Krag.

„Hier bin ich noch nie gefahren“, murmelte der andere.

Das Auto hatte nun den Youngstovv erreicht, und plötzlich erkannte der Fahrer, wohin die Reise ging, als er das große Gebäude der Hauptpolizei vor sich sah.

(Schluß folgt.)

Falsche und echte Prophezeiungen

Aberglaube und Auto suggestion.

Nach jedem großen Kriege, nach jedem weltgeschichtlichen Ereignis tauchen Propheten auf, die behaupten, alle einseitigen Tatsachen und Begebenheiten Jahre vorher schon prophezeit zu haben. Natürlich sind auch der Weltkrieg, die Revolution, der Untergang der Häuser Habsburg und Hohenzollern und ähnliche Geschehnisse der letzten Jahre von verschiedenen Leuten bereits im 19. Jahrhundert vorausgesehen worden, merkwürdig ist nur, daß diese Propheten stets nachher erst hervortreten und sich die erdentschiedenste Mühe geben, Zeugen herbeizuführen, die ihre Prophezeiungen seinerzeit gehört haben. Statt vorher schon darauf hinzuweisen und die Menschheit vor Unglück zu bewahren. Und in der Tat ist bisher noch niemals der Nachweis gelungen, daß jemand die Möglichkeit besitzt, in die Zukunft zu sehen. Die Zahl derer, die vorher mit ihren Zukunftsbildern an die Öffentlichkeit treten, ist trotzdem sehr groß und es soll nicht bestritten werden, daß diese oder jene Prophezeiungen tatsächlich eingetreten ist, aber dann handelte es sich stets um derart vage Aussagen, die jeder gesunde Mensch ebenjotig machen könnte. Wenn da prophezeit wird: „In den nächsten zehn Jahren kommt eine große Teuerung“, dann muß das nicht unbedingt falsch sein, irgendwann und irgendwo wird die Lebenshaltung schon mal teurer werden, derartige Voraussagen, die massenweise und in der verschiedensten Form dauernd getan werden, haben nichts mit der Kunst des Wahrsagens oder mit prophetischer Gabe zu tun.

Woher kommt es nun, daß die Propheten männlichen und — heutzutage — besonders die weiblichen Geschlechts einen so ungeheuren Zulauf haben? Das erklärt sich erstens aus dem Interesse, das jeder Mensch naturgemäß an seinem eigenen Wohlergehen nimmt, zweitens daraus, daß die Menschen für das Mystische und Geheimnisvolle stets große Vorliebe zeigen, daß sie anderen mehr glauben als sich selbst, und daß einer dem anderen von den Erfolgen des Propheten erzählt. Woher resultieren nun diese Erfolge, die mit dem Eintreffen dessen, was prophezeit worden ist, gleichbedeutend sind? Die Antwort ist einfach: aus dem Aberglauben und der Autosuggestion!

Es gibt Menschen, die daran glauben, daß der Aberglaube ausrottbar sei. Sie sind auf dem Holzwege. Der Aberglaube ist so alt als der wahre Glaube an Gott, er ist ebenso fest verankert in der Seele des Heiden wie des Christen, nur daß letzterer ihn in die hintersten Kammern seines Herzens verbannt hat. Aber ab und zu wagt er sich noch an die Oberfläche und nimmt für Augenblicke Besitz von dem ganzen Menschen. Ist aber einmal der Aberglaube wieder geweckt, dann kann der Mensch sich seiner nur schwer erwehren. Für zeitliche Abstände, vielleicht für Jahre, läßt er sich unterdrücken, hört aber immer wieder dafür, daß der Mensch sich seiner erinnert.

Die Autosuggestion ist in fast allen Fällen eine Folgeerscheinung des Aberglaubens, denn wenn der Mensch nicht an die falsche Tatsache glaube, würde er sie sich nicht dauernd als echt und zu Recht bestehend einreden können. Der Name sagt dies schon: Aberglaube ist ein Glauben, der über das vernünftige Glaubwürdige hinausgeht, also ein Irrglaube, eine Neigung, natürlichen Dingen übernatürliche Kräfte beizulegen, also ein Wunderglaube. Da haben wir's, und Menschen, die sich das selbst einreden (autosuggerieren), kommen niemals wieder davon los.

Der Aberglaube und die Autosuggestion sind daher die besten und unerlöschlichsten Bundesgenossen der Wahrsager. In den meisten Fällen (vielleicht 80 von 100) wird der Prophet durch Fragen so viel aus dem Belücker entlockt, daß es für ihn nicht schwer sein kann, dies oder jenes für die Zukunft vorauszusagen. In diese Rubrik fallen die Ankündigung vom Gelbbrief, blonden Bräutigam, langen Leben usw. In zweiter Linie ist es Eigentümlichkeit der Wahrsager, Dinge anzukündigen, die in jedes Menschen Leben vorkommen können, Verlust der Eltern, großes Glück in der Liebe, schöne Reise u. a. Stimmt die Prophezeiung nicht, dann wird nicht weiter darüber gesprochen, trifft sie aber zu, dann wird das Lob des Betreffenden in allen Tönen gesungen, und der Zulauf noch stärker.

Diese Art Propheten sind noch harmloser Art, sie locken den Leuten ihr gutes Geld aus der Tasche für alltägliche, nicht ernstzunehmende Prophezie. Schädlich wirken jene Leute, die sich mit Kleinigkeiten nicht abgeben, sondern aus Wichtigtuerei, Bösartigkeit oder um höhere Honorare herauszuschinden, mit positiven Voraussagen kommen, für die sie niemals eine Verantwortung übernehmen können. Sie weisenagen z. B.: „Sie werden keine 60 Jahre alt werden und keines natürlichen Todes sterben.“ Unter hundert Menschen werden vierzig infolge ihres Aberglaubens kurz vor ihrem 60. Geburtstag krank werden, die einen bleiben am Leben, andere sterben, weil sie ohnehin schwächlich waren und nur eines Aufstoßes bedurften, und manche werden sich selbst vor Angst das Leben nehmen. Das ist keine Voraussage, sondern leider schon oft geschehen.

Ein höherer Grad von Aberglauben, verbunden mit Autosuggestion, bringt jene Träume hervor, die fast noch schädlicher wirken als Prophezeiungen, da sie unmittelbar an den Menschen herantreten. Da hier die erfolgten, im Traum erschienenen Voraussagen infolge des Selbsteinredens viel häufiger tatsächlich eintreten, wird der Glaube an Träume, an Prophezie, an übernatürliche Kräfte natürlicher Dinge

auf noch bestärkt. Und der Kampf gegen diesen Glauben ist nutzlos, da er unausrottbar ist, wirken kann nur der Kampf, gegen gewissenlose Propheten, da hierdurch die im Aberglauben liegende Gefahr wenigstens verringert wird. H. C.

„Einhundertsiebenundzwanzig.“

Von E. Veitsh-Krapp.

Karlchen geht mit seinem Vater am Sonntagmorgen spazieren. Die Sonne scheint hell und die Bäume stehen grün und duftend. Es ist ein herrlicher Tag zum Freuen.

Und Karlchen geht sehr glücklich. Er hat eine weiße Matrosenbluse an und dunkelblaue Hosen bis weit übers Knie. Außerdem trägt er eine Sportmütze. Wie sie die Kapitane tragen. Die Mütze ist sehr groß, denn Karlchen hat einen äußerst stark entwickelten Kopf. Melonenartia. Ganz wie sein Vater. Aber in seinem Blick liegt nichts anderes als eine stille Genügsamkeit. Manchmal mit einer heimlichen harmlosen Vergnüglichkeit vermischt.

So geht Karlchen mit seiner Kapitänsmütze und seinem Vater spazieren, während die Vögel pfeifen und die Lichter tanzen. Bis auf einmal das Haus kommt, mit der Nummer 170, und Karlchens Lebereiter erwacht, und eine Dame vom Balkon aus ruft, wie Karlchen laut und deutlich buchstabiert: „Ein-hundert-und-und-se-und-sieben-zia. Ein-hundertundsiebzia!“ Worauf Karlchen strahlt. Und worauf der Vater strahlt. Und die Dame auf dem Balkon sich zu freuen scheint.

Dann aber kommt das Haus Nr. 172.

Und Karlchen liest siegestreud weiter: „Einhundert und — und — einhundert und — und —“

Der Vater sagt: „Na, wie heißt denn das?“

Karlchen buchstabiert: „Einhundert — und — einhundert-und-siebenundzwanzia —“

Der Vater klimpert schon nervös an seiner dicken Uhrkette. „Das heißt doch nicht einhundert-siebenundzwanzia! Wie heißt denn das?“

Karlchen liest: „Einhundert — siebenundzwanzia!“

Der Vater mit der dicken Uhrkette bekommt einen roten Kopf. „Du Dummkopf! Wie heißt das? Das heißt doch nicht einhundert-siebenundzwanzia! Mach doch deine Augen mal auf! Kerl! Buchstabier mal!“

„Erste Zahl!“

„Eins“ sagt Karlchen leise.

„Dann?“

„Sieben —“ sagt Karlchen leise.

„Dann?“

„Zwei“ sagt Karlchen leise.

„Also macht zusammen?“ ruft der Vater mit der Uhrkette.

Karlchen zählt heimlich an seinen Fingern. Sein Blick geht suchend nach Hilfe in den blauen Himmel, in die Bäume —

Der Vater schreit: „Das macht????? Herrgott, is der Kerl dumm —“

Karlchen flüstert, er muß etwas sagen, er muß etwas sagen. Und er nimmt seinen ganzen Mut zusammen und sagt: „Einhundert-siebenundzwanzia.“

Der Vater mit der Uhrkette tut einen rutschen, gewichtigen Blick nach der Dame auf dem Balkon. Dann haut er Karlchen eine Leiste runter.

„Bitte denn ganz von Gott verlassen?“ Eins — sieben — zwei — das macht????? Das macht?????“

Karlchen weiß wieder, er muß etwas sagen. Er weiß es zwischen seinen Tränen, er muß etwas sagen. Und er sagt die einzige Zahl, die er brennend seit diesen letzten fürchterlichen Minuten in sich trägt. „Einhundert-siebenundzwanzia!“

Der Vater will noch einmal auslachen. Aber dann verzieht er nur verächtlich den Mund. „Schal!“ sagt er. „Schal!“ Mit einer letzten Verweigerung packt er Karlchen dann an der Schulter und schüttelt ihn. Als ob er sein Denken aus einem Winter Schlaf erwecken wolle. „Einhundert-zweiundsiebzia heißt das“, schreit er. „Wie?“

Und Karlchen plappert gehoriam nach: „Einhundert-zweiundsiebzia!“ „Reißes jetzt?“ schreit der Vater. Und Karlchen sagt: „Ja.“ „Ann wende das nächste Mal dich nochmal so dämlich heiss“, lautet der Vater. „Dann —“ das andere verliert sich im Geben. Denn der Vater geht weiter. Und auch Karlchen darf weiter gehen. Und Karlchen steht zwischen seinen Tränen schon zur Seite. Aber neben 172 kommt unbebautes Land, und weiter kommen Felder und wieder Felder und Gartensäune, und Felder alle, alle ohne Nummern — — —

O wie groß und gutta ist doch immer wieder die Natur!!

Glücks- und Unglücksglauben beim Niesen.

Der Glaube, daß dem Niesen irgend eine Schicksalsbedeutung zuschreiben sei, ist uralte. Ebenso alt ist auch der Brauch, das Niesen mit einem Glücks- oder Gesundheitswunsch zu belegen. Den alten Ägyptern galt das Niesen als so wichtig, daß sie nicht weniger als zwölf verschiedenen Klassen des Niesens unterschieden, von denen jede einzelne ihre eigene Bedeutung besaß. Ebenso abergläubisch waren

die Römer und Griechen, wenn sie niesen mußten. Plinius erzählt, daß Kaiser Tiberius eines Tages den Befehl erließ, daß, wenn er während seiner Ausfahrten plötzlich niese, jeder-mann ihm einen Glückwunsch zurufen müsse um ihn vor Unglück zu schützen. Bei den Griechen war die Niesformel: „Zeus helfe!“ im Gebrauch. Man glaubte, daß der Mensch nur dann niese, wenn seine Seele voller Ahnungen sei, und daß das Niesen dann die Ereignisse ankündige, und in diesem Glauben gingen manche so weit, daß sie, wie Gressmann nachweist, sofort zu Boden fielen und inbrünstig beteten, wenn jemand niese. Natürlich gab es auch damals schon viel Spott über all den Nies-Aberglauben, und so fragt denn einmal Aristoteles, ob man denn nicht vielleicht auch das Husten zu einer Gottheit machen könne. Selbst Sokrates steckte im Bann dieses Aberglaubens und hielt es für günstig, wenn jemand zu seiner Rechten niese, wogegen er es als ein schlechtes Zeichen betrachtete, wenn der Niesende links von ihm stand. Auch die Zeit, zu der das Niesen geschah, galt für bedeutungsvoll, indem das Niesen zwischen Mitternacht und Mittag Unglück bedeutete, während es von Mittag an für Glückbringer gestaltet wurde. Verlangte das Niesen einmal, so kündete es bei den Griechen Gutes, bei den Römern dagegen Unheil an.

An das Niesen knüpfte sich auch bei uns aller nur mögliche Aberglaube. Dreimaliges Niesen mit nüchternem Magen bedeutet Glück, Niesen während des Schlafens Unheil. Nies jemand während ein anderer ihm etwas erzählt, so soll es die Wahrheit des Erzählten bekräftigen. Früher glaubte man, das Gesundheitswünschen beim Niesen sei als ein Brauch zu betrachten, der während einer mittelalterlichen Pestepidemie entstanden sei; aber der Brauch ist, wie gesagt, viel älter, ja so alt, daß wir seinen eigentlichen Ursprung überhaupt nicht mehr aufspüren können.

Die Parabel vom einzelnen und von der Masse.

Von Saled, dem Weissen.

Es gab einst einen Krieger. Und als er beendet war und die Jungens heimgekommen waren, gab es nach Verlauf einiger Monate eine große Marineparade. Und ich nahm die Tochter der Tochter Returabs mit mir und wir hatten einen schönen Platz und sahen alles, was zu sehen war. Und als wir wieder fortgingen, siehe, da stand beim Ausgang, wo sich die geländerten Plätze befanden, ein junger Matrose als Aufseher. Und er grüßte uns, wie wir hinausgingen.

Und wir kamen wieder heim und die Tochter Returabs fragte die kleine Dame, was sie denn alles gesehen habe. Und sie fragte sie: „Hast du den Festzug gesehen, hast du die Musikbänder gehört, hast du den Admiral gesehen und alle seine Offiziere?“

Und die kleine Dame antwortete und sagte: „Ja, Mama, und ich habe einen jungen Matrosen gesehen!“

Sie hatte zwanzigtausend junge Matrosen gesehen, die zur Marine gehörten, und sie hatte alle Marinesoldaten gesehen, aber der junge Matrose, der uns begrüßt hatte, hatte einen größeren Eindruck auf sie gemacht als alle übrigen zusammengekommen.

Nun erwog ich dies. Denn es geschieht im Leben sehr oft, daß der einzelne mehr gilt als die Masse. Denn Kolumbus war mehr als alle die Männer, die in seinen drei Schiffen segelten. Ja, Kolumbus ließ selbst den Großen Ozean als kleinen Ozean erscheinen. Und Moses am Sinai machte den Berg zum Ameisenbügel. Und es gibt Zeiten, wo sich ein einzelner Mann vom Rande des Horizontes gewaltiger abhebt als ein ganzer Band voll Volkszählungsbogen.

Aber ich dachte noch weiter an das, was die kleine Dame gesagt hatte, und ich denke mit alldem Borgefühl an einen Tag, der noch kommen soll. Denn die Mutter der kleinen Dame, die Tochter Returabs, kam einst vor Jahren zu ihrer Mutter und zu mir und wir fragten sie: „Tochter, du bist an der Hochschule gewesen und bist in Europa gewesen und hast viel gesehen!“ Sag' uns doch, was du gesehen hast!“

Und unsere Tochter sagte: „O, mein Vater und meine Mutter, ich habe einen jungen Mann gesehen!“

Und wir sprachen freundlich zu unserer Tochter und hätten es gar nicht anders gewollt. Aber es war ein feierlicher Tag für mich und Returab.

Ja, und mit der gleichen Botenschaft war Returab einst zu ihren Eltern heimgekommen, und das ist eine für mich sehr interessante Tatsache. Und es hat mich immer recht beglückt, wenn ich mich erinnerte, daß ich für Returab interessanter gewesen sei als der ganze Festzug, die Musikbänder mit Inbegriffen.

☪☪☪ Scherz und Spott ☪☪☪

Vor dem Schlafengehen. „Mutter, darf ich im Bett lesen, bis ich einschlafe?“ — „Meinetwegen! Aber nicht länger, das sage ich dir!“ (Meggend. Bl.)

Wer von beiden? Ella: „Diese Verlobung war wirklich eine Übertreibung.“ — Ella: „Für wen? Für ihn oder für sie?“ (Litz.)

Die leichte Last. Frauen mögen die Schavinnen der Mode sein. Aber wenigstens ist die Bürde, die sie tragen, nicht schwer. (Omaha Bee.)

Barbarazweige.

Nun hat der Spätherbst auch seine Arbeit vollendet. Seine Gefährten Regen und Wind haben ihn getreu, darin unterstützt und auch die letzten dünnen Blätter vom Baum und Strauch geschüttelt, die nun im Wirbel der Luft raschelnd und rauschend ihren Totentanz aufführen. Aber Nacht hat die Kälte den verspäteten Blumen die treuen Augen zugeedrückt. Schon schläft die Natur in stiller Ruhe und bald deckt sie schlüpfend die blendweiße Decke des Schnees.

Mit Wehmut denken wir an die Zeit des Blütenrausches der nur zu schnell entschwindenden Wochen zurück. Aber wir müssen uns mit den Gedanken trösten, daß auch den Pflanzen die Zeit ihres Grünnens und Blühens durch ewige, eherner Gesetze vorgeschrieben ist und sie eine Ruhepause zur Sammlung neuer Kräfte, zur Erholung von ihrem unermüdbaren Nachen. Blühen und Fruchten nötig haben. In dieser Winterruhe vermag sie nichts so leicht zu hören, kein noch so warmer Sonnenstrahl sie vorzeitig zu wecken. Aber schon gegen das Ende des Jahres reist sich vorerit noch ganz schlüpfend und geheimnisvoll neues Leben. So behält die alte Volksregel recht, wenn sie sagt: „Nathan und Sebastian steigt der Saft in den Bäumen an.“ Erst nach diesem Zeitpunkt sind geheime Kräfte am Werk, die ersten chemischen Vorgänge zur Bildung der Baustoffe für Blätter und Blüten einleiten.

Nach „schlafen“ die Knospen der Gehölze nach Ansicht des Volkes und erst am Tage der heiligen Barbara (4. Dezember) holt sich das Mädchen nach altem Brauche einige Zweige vom Kirschbaum und offenbart dabei heimlich ihre Herzenswünsche:

Am Barbaratage holt' ich
Drei Zweiglein vom Kirschbaum:
Die lezt ich in eine Schale,
Drei Wünsche sprach ich im Traum.

Der erste, daß einer mich werbe,
Der zweite, daß er noch jung,
Der dritte, daß er noch habe
Des Geldes wohl anenue.

Weihnachten vor der Mette
Zwei Stöcklein nur blühten zur Frist.
Ich weiß einen armen Gezellen,
Den nahm ich, — wie er ist.

Aber nicht immer will das Treiben der Barbarazweige im Zimmer recht gelingen. In der warmen Stube mit ihrer meist trockenen Luft verdorren die Blütenknospen, nur zu häufig und entfalten dann keine oder im günstigsten Falle nur kümmerliche Blüten. Oft liegt es auch an der Wahl der Barbarazweige, die selbstverständlich reich mit Blütenknospen besetzt und von Frühblühern stammen müssen. Am besten lassen sich die Zweige von Kirschen, Apfeln, Mandeln und Pfirsichen treiben, ebenso die Zweige frühblühender Pflaumen, wie gefüllte Mandel, Forsythie, Kerrie, nachblühender Jasmin u. a. Auch die frühzeitig blühenden Kängentragers, Salweide, Haselnuß, Birke und Silberpappel entwickeln im warmen Zimmer schon bald ihre lieblichen Knospen. Bedingung für ein gutes Gelingen ist ein öfteres Erneuern des Wassers, in dem die Zweige stehen und ein regelmäßiges tägliches Bespritzen derselben mit lauwarmem Wasser. Damit aber noch nicht genug: sie müssen außerdem einen um den andern Tag ein laues Wasserbad mehrere Minuten lang erhalten, alles Mahnahmen zu dem Zwecke, ein Vertrocknen der Knospen besonders während ihrer Entfaltung zu verhindern.

Dem Gärtner gelingt das Treiben in seinem warmen Gewächshause mit seiner stets feuchten Luft daher viel sicherer und müheloser als im Zimmer.

Die abergläubige alte Zeit leate dem Erblühen der Barbarazweige eine besondere Bedeutung bei. Man glaubte, daß der, dessen Zweige am ersten und schönsten erblühten, ein besonderes Glück in der nächsten Zeit zu erhoffen habe.

Um das Verlangen der Naturfreunde, sich auch in der blumenarmen Zeit des Winters an Blumen und Blüten zu erfreuen, befriedigen zu können, ließ die Gärtner nicht rasten und ruhen, bis es ihrer Kunst gelang, die Pflanzen mitten in ihrer Ruhezeit aufzurütteln und zur Blüte zu bringen. Und heute staunen wir in den Blumenläden die vielen Blumen, wie Flieder, Rosen, Nelken und viele andere an, die in einer Vollkommenheit und Schönheit Blätter und Blüten wie im Frühling entfalten.

Den Aneignungsweg sei das Geheimnis dieser ärtnerischen Kunst offenbart. Das anzuwendende Verfahren, das von dem dänischen Gärtner Johannsen zuerst erprobt wurde, ist so einfach und wenig kostspielig, daß es jedem Liebhaber möglich ist, mit bestem Erfolge Barbarazweige zum Blühen zu bringen. Man braucht dazu nur einen gut verschließbaren Raum, etwa einen Brotkasten oder eine Glasbox. In einem solchen Raum werden die Zweige gebracht und 24 Stunden lang mit Äther betäubt, der in einem Schälchen (0.5 Kubikzentimeter Äther genügen schon auf einen Liter Luftraum)

zur Verdunstung aufgestellt wird. Darauf werden die Zweige in warmem Wasser von 30—35 Grad C. 8—10 Stunden lang gebadet. Erst dann stellt man sie ins Wasser, dem man eine leichte Prise schwefelsauren Ammoniak oder Sarnstoff als Nährstoff zugebt, in einem warmen Zimmer auf. Bereits nach 3—4 Tagen kommt Leben in die Zweige: sie beginnen zu treiben und zu Weihnachten erfreuen sie uns bereits mit lieblichen Blüten und Blättern von natürlicher Schönheit. Empfehlenswert ist es immerhin, auch bei diesem Verfahren besonders in der ersten Zeit die Zweige mit lauem Wasser zu besprengen.

Winterdecke für das Spalierobst.

Das Spalierobst, besonders die frostempfindlichen Aprikosen, Pfirsiche, in rauher Lage auch der Weinstock, ist bei eintretendem stärkerem Frost entsprechend zu schützen. Die Umhüllung mit Stroh oder Laub, wie sie hier und da zu sehen ist, kann jedoch weniger empfohlen werden, da sich die Mäuse mit Vorliebe darin einnisten. Besser ist schon, die bekannten Stroh- oder Schilfmatten, wie sie der Gärtner zum Zudecken seiner Mistbeete verwendet, vor die Spaliere bei Eintritt des Frostes zu stellen. Am einfachsten ist es jedoch, Fichtenreisler über die Obstspaliere zu hängen. Sie bieten den Vorteil, daß sie während des Winters die Gehölze genügend vor dem Erfrieren schützen und im Frühjahr, da die Reiser dann mit zunehmender Wärme ihre Nadeln allmählich verlieren, dementsprechend auch ihr Schutz gemindert wird. Sie können deshalb auch länger hängen bleiben, ohne daß sie das Spalierobst zu früherem Treiben reizen und doch in kalten Nächten noch anwärmenden Schutz gewähren.

Herbstmusterung auf dem Geflügelhof.

Beim Übergang zum Winter wird jeder rationelle Geflügelzüchter eine gründliche Musterung seiner Geflügelbestände vornehmen und alle alten und fehlerhaften Tiere ausmerzen, die nicht mehr das an sie gewendete Futter lohnen. Vor allem sollten Hähne, die das zweite und Dennen, die das dritte Lebensjahr überschritten haben, ausgemustert werden: bei den schweren Rassen werden die Hennen awedmähig schon nach dem zweiten Jahre ausgeschieden, da bei ihnen bereits im dritten Jahre die Legeleistung erheblich zurückgeht. Erzel können nicht länger als zwei Jahre. Enten dagegen fünf Jahre zur Zucht verwendet werden. Gänseriche werden nach dem dritten Jahre ausgeschieden. Puterhähne, die erst mit dem dritten Jahre zuchtreif werden, müssen mit dem vierten wieder ausgeschieden werden. Puterhennen nach dem fünften. Perlhühner darf man nicht länger als vier Jahre, Tauben fünf bis sechs Jahre zur Zucht benutzen. Ausscheiden müssen auch solche Tiere, die zu lange in der Mauser gestanden haben, weil diese Schwächlinge sind, bei denen die Entwidlung des Eierstocks nur ungenügend vor sich geht. Kränkliche Tiere verderben die ganze Zucht, so daß auch die, die an Ferktrake oder Kopigrind leiden, auszumergen sind.

Rat und Anregung.

Gartentresse im Winter. Im Winter, wo grüne Salate rar sind, kann man sich aus unserer Gartentresse sehr leicht einen schmackhaften Salat schaffen. Die Anzucht kann in halbwarmen Mistbeeten, ja selbst in beheizten Zimmern oder sonstigen warmen Räumen stattfinden. Es ist aber ratsam, die Gartentresse nur in leichten, flachen Holzkästen oder in flachen Töpfen oder auch nur in Unterleibern oder Tellern zu zieleben. Beim Ernten hat man es alsdann viel bequemer, als wenn die Kresse ins Mistbeet gesät worden wäre, denn man kann das mit Kresse besäte Gefäß herausnehmen und in die Küche tragen und braucht das Mistbeet, weil man sie erst in der Küche abschneidet, weniger lang offen zu halten. Hohe Gefäße mit viel Erde haben bei der Kressezucht eigentlich keinen Wert, indem die Vegetationszeit eine sehr kurze ist, denn die Gartentresse wird ganz jung abgeschnitten, die Gefäße werden wieder mit neuer Erde gefüllt und gleich wieder von neuem besät. Die Erde soll vor allem leicht und nahrhaft sein; Komposterde mit Sand vermischt ist die beste und awedmähigste Erdmischung. Im übrigen ist die Gartentresse mit jeder Erdart zutrieben, beanlagt sich auch schon mit Sand, läßt sich sogar auf angefeuchteter Leinwand oder Wolle zur Salatgewinnung für den Winter kultivieren, wird dann aber natürlich nicht so kräftig, als wenn sie in Erde gesät wird.

Bei der Kaninchenzucht ist, um sie erträglich zu gestalten, die Hauptache, daß man schnellwüchsige, widerstandsfähige Tiere nimmt, die im Besitze eines guten, leicht verkäuflichen Felles sind. Anders wird kaum die Zucht gewinnbringend sein. Deshalb sind neben den Silberkaninchen die blauen Wiener Riesen zu empfehlen. Ihre Felle sind wertvoll, werden gern gekauft und gut bezahlt. Auch das Fleisch ist gut und die Zucht leicht.